

7. Sekundärliteratur

August Hermann Francke. Zeit- und Lebensbild aus der Periode des deutschen Pietismus.

Stein, Armin

Halle (Saale), 1880

Achtundzwanzigstes Capitel. Eine Goldgrube.

Nutzungsbedingungen

Die Digitalisate des Francke-Portals sind urheberrechtlich geschützt. Sie dürfen für wissenschaftliche und private Zwecke heruntergeladen und ausgedruckt werden. Vorhandene Herkunftsbezeichnungen dürfen dabei nicht entfernt werden.

Eine kommerzielle oder institutionelle Nutzung oder Veröffentlichung dieser Inhalte ist ohne vorheriges schriftliches Einverständnis des Studienzentrums August Hermann Francke der Franckeschen Stiftungen nicht gestattet, das ggf. auf weitere Institutionen als Rechteinhaber verweist. Für die Veröffentlichung der Digitalisate können gemäß der Gebührenordnung der Franckeschen Stiftungen Entgelte erhoben werden.

Zur Erteilung einer Veröffentlichungsgenehmigung wenden Sie sich bitte an die Leiterin des Studienzentrums, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)

Terms of use

All digital documents of the Francke-Portal are protected by copyright. They may be downloaded and printed only for non-commercial educational, research and private purposes. Attached provenance marks may not be removed.

Commercial or institutional use or publication of these digital documents in printed or digital form is not allowed without obtaining prior written permission by the Study Center August Hermann Francke of the Francke Foundations which can refer to other institutions as right holders. If digital documents are published, the Study Center is entitled to charge a fee in accordance with the scale of charges of the Francke Foundations.

For reproduction requests and permissions, please contact the head of the Study Center, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)

Achtundzwanzigstes Capitel.

Eine Goldgrube.

Wieder war es Winter geworden. In später Abendstunde saß Francke an dem Sterbelager eines Bürgers aus seiner Gemeinde Namens Burgstaller und betete mit ihm. Unter dem Morgenthau der herzinnigen Worte des Betemeisters war der Kranke, der sich erst in großer Beängstigung auf seinem Lager gewälzt hatte, immer stiller geworden, seine marmorweißen Hände hatten sich auf der Brust gefaltet, seine brechenden Augen giengen nach oben und mit schwachem Lächeln dankte der Mund für die gespendete Wegzehrung. „Gott wolle Euch das in Ewigkeit vergelten! Hätte ich irdisch Gut, so wollte ich Euch wol belohnen. Doch ein Geheimniß hüte ich, dess Erbe sollet Ihr werden. Nehmet diesen Schlüssel und öffnet jenes Pult dort, so werdet Ihr unter den Papieren eines finden in lateinischer Sprache. Ich habe es von einem Alchymisten erhalten, welcher darin das Ergebniß seiner jahrelangen Forschungen niedergeleget hat, aus Gold eine kostbare Arznei zu gewinnen. Vielleicht hilft der liebe Herrgott, daß Eurer kleinen Apotheke, so Ihr für das Waisenhaus angefangen, durch die Arznei ein guter Fortgang und Gewinn werde. — Ach, weigert Euch nicht, die Gabe zu nehmen — ich sterbe ruhiger, wenn ich Euch etlichen Dank habe abstatten dürfen für das, was Ihr an meiner Seele gethan.“

Der Kranke drängte dem Pfarrer den Schlüssel in die Hand und ein Schein zufriedenen Lächelns gieng über sein bleiches Gesicht, als Francke mit dem gefundenen Papier zurückkam. —

Als am Abend dieses Tages nach dem Essen sämtliche Mitarbeiter Francke's sich zu der täglichen Conferenz gesammelt hatten, langte der Pfarrer ein vergilbtes Papier aus der Tasche

und sagte mit halbem Lächeln: „Heute habe ich eine gute Erbschaft gemacht! Sehet hier, das hat mir ein Sterbender vererbt!“

„Was ist damit?“ fragte Neubauer begierig.

„Ein Geheimniß ist es,“ fuhr Francke fort, „das wunderbare Geheimniß, aus Golbe Gold zu gewinnen. — Lächelt nur nicht, es handelt sich hier um die Kunst, aus Gold eine Arznei zu bereiten.“

„Aus Gold eine Arznei?“ lachte Freylinghausen. „Solche mag sonderlich dem kranken Magen gut sein.“

Francke machte eine abweisende Bewegung. „Lasset das! Wir kennen die Geheimnisse der Alchymie nicht. Auf jeden Fall werde ich dieses alte Dokument unserm lieben Doctor Richter zeigen und hören, was der dazu sagen wird. Wäre es also, daß aus dem harten Metall eine flüssige Tinktur gewonnen würde, so möchte uns daraus vielleicht für unsere Anstalt ein guter Ertrag kommen. Wo sie sich also bewähret, wie das Elyxir polychresticum, so mir vor etlicher Zeit der Dr. Fischer als Mittel wider das Fleckenfieber vererbt, so hat mir jener Sterbende einen guten Dienst gethan. Es war nur zu beklagen, daß uns jenes Elyxir nicht etwas früher überantwortet ward, denn hätten wir es im vorigen Jahr besessen, da die Seuche unter den Schülern ausbrach, wir hätten wol dem Sterben wehren mögen. — Ueberhaupt will ich mich freuen, wenn durch sonderliche Medikamente und Geheimmittel unserer armseligen Apotheke, die aus einem einzigen Medizinkasten besteht, aufgeholfen wird. Je mehr sich unsere Anstalt erweitert, desto größer wird das Bedürfniß, eine eigene vollständige Apotheke zu besitzen. Mit Schrecken gedenke ich noch jener Nacht, wo die zwei Waisenmägdelein plötzlich erkrankten und unser Bote vergeblich an das Stadthor pochte, um aus Halle Arznei zu holen, da man ihm von drinnen zurief,

man solle am Morgen wiederkommen — und da war es bereits zu spät.“

Die Frau Pfarrerin, welche bisher schweigend dagelesen, warf jetzt dazwischen: „Aber hat denn jener gute Mann zu seinem Papier auch das Gold mitgegeben, daraus die Tinktur soll gewonnen werden?“

Grande sah seine Frau mit sanftem Vorwurf an: „Meinest du das im Spott, liebe Magdalena? Du weißt, der Meister Burgstaller war ein armer Mann. Ich habe eine gute Zuversicht zu der Sache und denke, das Gold wird sich schon finden.“

* * *

Die stille heilige Nacht senkte ihre Schatten über die in Schnee gehüllte Welt. Ruhig flimmerten am klaren Firmament die hellen Sternlein wie Millionen goldene Engelsaugen, die da zusehen wollten, wie drunten auf der Erde die Menschenkinder sich freuten über den im Fleisch erschienenen Sohn des ewigen Gottes. Und aus den Fenstern der Häuser fiel strahlender Lichtschein in die Finsterniß hinaus, und um den Christbaum her sammelte sich Jung und Alt, die Kinder jauchzend in Glück und Lust, und die Alten mit den Kindern wieder Kinder werdend. Es liegt ein eigener Zauber auf dem lieben Weihnachtsfest. Es ist ein rechtes Familienfest. Die Menschheit fühlt sich da als eine große Gottesfamilie, und dieses Bewußtsein wirft seinen Widerschein in die einzelnen Häuser, wo sich die Familien inniger denn sonst zusammenschaaren und tiefer als je empfinden, was sie an einander haben, was sie einander sind. Wer einsam steht in der Welt, keinen Vater und keine Mutter, kein Weib und kein Kindlein um sich her hat, nie fühlt er seine Verlassenheit schmerzlicher als am heiligen

Weihnachtsabend, und seine Festfreude schimmert nur durch Thränen hindurch. —

In dem Garten hinter dem Reichenbachschen Haus, welches Francke neben der Pfarrwohnung angekauft hatte, stand ein kleines, winziges Häuslein, mehr einer Hütte ähnlich. Aus dessen einzigem Fenster schimmerte ein bleicher Lichtschein in die Nacht und zitterte unsicher auf dem frischgefallenen Schnee. Schauen wir durch die Scheiben, so bekommen wir zunächst einen Schrecken über den Anblick, der sich uns da bietet. Das Innere sieht aus wie eine Hexenküche. An den Wänden hängt allerlei wunderliches Geräth: Flaschen und Kessel und Retorten und Röhren; auch der Tisch ist damit bedeckt und auf dem Fußboden zerstreut liegen Gegenstände, deren Zweck man nicht einsieht. Auf einem Dreifuß flackert unter kupfernem Kessel ein blaues Feuer und wirft einen magischen Schein, in welchem die Schatten der Geräthschaften gespenstig zittern. Ist das nicht wirklich eine Hexenküche?

Doch nein, der junge Mann, der da, den lockigen Kopf in die Hand gestützt, in das Feuer starrt, kann kein Zauberer und Hexenmeister sein: er sieht ganz ehrlich aus, und sein glattes, feines, sanftes Gesicht könnte Einen fast glauben machen, daß hier eine Jungfrau, in Manneskleider gehüllt, sich einen Thee bereite.

In träumerisches Grübeln versunken sitzt der junge Mann und regt kein Glied. Er hat es ganz vergessen, daß heute der heilige Christabend ist, und die Stimmen, welche gedämpft von der Straße herübertönend ihn daran erinnern könnten, vermögen ihn nicht aus seinem Sinnen zu erwecken.

Endlich löscht er das Feuer unter dem Kessel und schüttet den Inhalt aus. „Wieder umsonst!“ murmelt er traurig und niedergeschlagen. „Was wird Francke sagen?! Das vierte Hundert ist dahin — ich wage kaum, ihn um neues Gold zu bitten.“

Er nahm ein vergilbtes Papier zur Hand und vertiefte sich in die wunderliche Schrift.

Draußen auf dem Hof wurden Tritte laut, und der Vorsteher der Waisenhausapotheke trat herein.

„Gü, guten Abend, Herr Dr. Richter!“ grüßte er und reichte dem Alchymisten die Hand. „Auch heute bei der Arbeit? Habet Ihr vergessen, daß heute die Christnacht?“

Der junge Mann fuhr sich mit der Hand über die Stirn und strich das wallende Haar zurück. „Christnacht?“ sagte er zerstreut. „O weh, ich gehe leer aus bei der Bescheerung! Mir hat der heilige Christ Nichts gebracht.“

Dabei schaute er schmerzlich in den Kessel. „Es ist wieder vergeblich gewesen, ich finde das Geheimniß nicht!“

Der Apotheker trat ihm näher und legte ihm die Hand auf die Schulter. „Herr Doctor, laffet die Finger davon, es ist unnütz! Wir werfen all das schöne Geld zum Fenster hinaus. Heute sprach ich mit dem Herrn Pfarrer, der schüttelte auch bedenklich den Kopf, als ich ihm sagte, daß bereits vierhundert Thaler auf das Experiment vergeudet worden. Laffet die Hand davon, Herr Doctor — ich mag Euch keinen Groschen mehr dazu geben!“

Der junge Mensch fuhr jetzt aus seinem Träumen auf. Der gesunkene Muth war plötzlich wieder da und glühte wild aus seinen schwarzen Augen. „Nein! Nein! Ich muß es finden, ich kann nicht davon los! Schon glaube ich dem Geheimniß auf der Spur zu sein. Nur noch ein Hundert gebet her — Gott wird es segnen.“

„Es gehet nicht an,“ versetzte der Apotheker zähe, „denn ich habe keinen Thaler zur Verfügung.“

„So saget es dem Herrn Pfarrer!“ rief der Doctor leidenschaftlich. „Er muß mir das Geld schaffen — ich kann nicht von dem Kessel los!“

Er trat an's Fenster und starrte in die Nacht hinaus. Nach einer Pause wendete er sich schnell herum: „Gehet hin und saget dem Pfarrer, ich wolle mein Vermögen, das ich einmal als Erbe bekomme, dem Waisenhaus verpfänden, wenn meine Forschungen mißrathen sollten. Schaffet mir Gold her, Gold — Ihr reizet mir mit Euren langweiligen Bedenklichkeiten nur noch mehr die Begierde zum Forschen!“

Damit drängte er den Apotheker hinaus, der kopfschüttelnd vor der Thür stehen blieb, indem er vor sich hin murmelte: „Es sieht fast aus wie Hexerei und Teufelswerk. Der Dämon hat ihn gepackt, das Gold hat ihn geblendet — ach, ob es nicht der Teufel ist, der uns hier versuchen und äßen will?“

In der Hütte wurden Töne laut, und erschrocken wandte sich der Apotheker nach dem Fenster. Da sah er den Doctor auf den Knien liegend und hörte deutlich Worte des Gebets, die immer lauter, immer dringender zum Himmel stiegen und um helle Augen baten, das Geheimniß zu finden: er wolle ja nicht seine Ehre und Vortheil dabei suchen, er wolle damit dienen und Francke's, seines Vorbilds Fußstapfen nachfolgen.

„Nein, der Teufel ist hier nicht im Spiel,“ flüsterte der Apotheker und eilte von dannen, gerade auf Francke's Thür zu. Frommer Gesang schallte ihm aus dem Familienzimmer entgegen, und als er die Thür öffnete, zeigte sich ihm ein liebliches Bild: um den strahlenden Lichterbaum saß die Familie Francke, auf der einen Seite der Hausherr, den vierjährigen Gotthilf August in seinem Arm, auf der andern die Frau Pfarrerin, die zweijährige Johanna auf dem Schooß; um Beide her die Mitarbeiter des Knechtes Gottes: Freylinghausen, Neubauer, Müller, Elers und noch etliche Andere, dazu die beiden Mägde. — Der Apotheker blieb still in der Thür stehen und sang das angefangene Lied: „Gelobet seist

du, Jesus Christ“ bis zu Ende mit, hörte auch andächtig zu, wie Francke das Weihnachtsevangelium vorlas und in kindlich herziger Weise daran eine kurze Betrachtung knüpfte, bei welcher es den Anwesenden erst ganz weihnachtlich zu Sinn ward und über welcher der Apotheker ganz vergaß, zu welchem Zweck er eigentlich gekommen sei. Erst nachdem Francke ihn grüßend näher herzuwinkte, fiel ihm dasselbe wieder ein, und er benutzte einen Augenblick, wo Francke nach dem Nebenzimmer gieng, um ihm sein Gesuch vorzutragen.

Am zweiten Feiertag bereits konnte er wieder zu dem Dr. Richter gehen und ihm neues Gold bringen.

Des Doctors Antlitz leuchtete in heller Freude auf: „Siehe, nun hat mir der heilige Christ auch noch bescheeret! Herr, hilf, ach Herr, laß wohl gelingen!“

Wieder flackerte in dem Gartenhäuschen das Feuer unter dem Kessel, wieder saß der junge Doctor bei seiner Arbeit, und von der Stirn rann ihm der Schweiß: drinnen die Seele arbeitete noch mehr, als die Hände, sie rang mit sich selbst und schwankte ängstig zwischen Hoffen und Verzagen. —

Um die Mitte des Januar wollte Francke eines Morgens eben in die Vorlesung gehen, als ihm in der Thür Jemand stürmisch in den Arm fiel und rief: „*Evorxa! Evorxa!*“*)

Francke fuhr erschrocken zurück, von dem unvermutheten Anlauf fast zu Boden geworfen. Ehe er sich recht besinnen konnte, stand er in der Studirstube und erkannte nun den Dr. Richter, der ihm mit trunkenen Augen triumphirend ein Fläschchen mit einer Flüssigkeit entgegenhielt. „Ich hab's heraus! Der Name des Herrn sei gelobet!“

Das Geheimniß war entdeckt, aus dem Golde war der heilende Trank gequollen.

*) Ich hab's! Ich hab's!

Mit heiliger Scheu nahm Francke die Flasche in die Hand und hielt sie gegen das Licht. „O wie ein Wunder ist mir dieses Ding! Wie einst Mose aus dem Felsen Wasser schlug, so ist hier aus hartem Metall eine klare, helle Flüssigkeit geflossen. Mir ist es, als müßte das eine seltene Tinktur sein und ein Segen für die leidende Menschheit.“ —

Francke hatte richtig geahnt. Wie ein Märlein wurde es von Stadt zu Stadt erzählt: der Arzt des Francke'schen Waisenhauses Dr. Christian Friedrich Richter hat aus dem Gold eine Arznei geschlagen, *essentia dulcis* genannt, und bald konnte der Entdecker von guten Erfolgen berichten.

Wol war sie theuer, die Arznei, und doch wurde sie von allen Seiten begehrt. Dem Pfarrer lag es wie ein Stein auf dem Herzen, daß die armen Leute wegen der Kostspieligkeit um den Segen dieses Heiltranks kommen sollten, und er drang in den Arzt, einen niedrigeren Preis zu stellen. Richter zuckte die Achseln und bewies mit Zahlen die Unmöglichkeit. „Ach, was wollet Ihr mit Eurem Abdiviren und Multipliciren,“ fuhr ihm Francke dazwischen. „Es giebt noch eine andere Rechnungsart, da wird ein ganz ander Facit herauskommen!“

Wir wissen schon, wie er das meinte, und wir können uns auch schon denken, daß er sich nicht verrechnet haben werde. Richtig: es dauerte nicht gar lange, so konnten sich auch die armen Leute die Goldtropfen kaufen: Francke hatte die Summe, welche ihm auf sein Flehen der himmlische Versorger zugesandt, für die Tinkturbereitung hergegeben. —

Darf ich jetzt wieder einmal dem Leser den Vorhang vor der Zukunft aufrollen und ihn die folgenden siebenzig Jahre überschauen lassen? Da erblickt er Zahlen, die ihn staunend verstummen machen, da wird er inne, daß Gott der Herr seinen Knecht August Hermann Francke zum Segen der Menschheit gesetzt: immer größere Summen flossen aus der Apotheke und

der daneben separat betriebenen Medicamenten-Expedition in die Kasse der Stiftungen, von Jahr zu Jahr sich verdoppelnd, bis sie im Jahr 1761 ihre höchste Höhe erreichten: 36 106 Thaler.

Als im Jahr 1711 Dr. Christian Friedrich Richter beerdigt ward, da war's, wie wenn ein Fürst zu Grabe gieng, und tausend und tausend Thränen des Dankes flossen auf den Hügel eines Mannes, dessen Geist ebenso klar, als sein Herz warm war, warm von Glauben an Gott und Liebe zu den Menschen, und der nicht bloß an den Krankenbetten als rettender Engel gestanden, der auch mit seinen frommen, gottbegeisterten Liebern vielen Seelen den Weg zum Himmel gewiesen hatte.

Neunundzwanzigstes Capitel.

Ein neues Heim und ein neuer Tisch.

„Ich sehe Zähren in deinen Augen, herzliche Magdalena?“

„Ach mein Gemahl, schwer scheidet der Mensch von seinem häuslichen Heerd. Er ist mit tausend Fäden daran gebunden. Und ich zumal! Was hat mir Gott der Herr in diesem Haus für Gnade und Segen bescheeret! Es war die glücklichste Zeit meines Lebens, die ich allhier verbracht. Soll da mein Auge nicht thränen?“

„Gewiß, Magdalena; auch mir ist das Herz schwer, aber muß es nicht sein? Siehe doch, wie sich die Anstalt von Jahr zu Jahr erweitert! So ist mir nicht mehr möglich, sie aus der Ferne zu leiten. Wie viel kostbare Zeit wird mit dem Hin- und Herlaufen vergeudet, und wer weiß, wie lange mir der Herr noch Zeit zum Wirken giebt! Wie einen Wink Gottes habe ich es dahero erkannt, daß der alte Traugott Große sein Wirthshaus zur güldenen Rose um den geringen Preis von

Stein, N. S. Francke.